

THEOLOGISCHE REVUE

122. Jahrgang

– Juni 2026 –

Wils, Jean-Pierre (Hg.): Hoffnung machen. Stuttgart: Hirzel Verlag 2025. 248 S. (Scheidewege. Schriften für Skepsis und Kritik 54), kt. € 28,00 ISBN: 978-3-7776-3553-8

Der höchst anregend in die Zeit sprechende Bd. will in einer anscheinend hoffnungsarmen Zeit den Praxis ermöglichenden Anspruch und Charakter der Hoffnung wiederentdecken und – fern von eskapistischem Illusionismus – in praxisgestaltender Absicht besprechbar machen. Das setzt eine Klärung dessen voraus, was Hoffnung ist – und was sie nicht ist.

Jean-Pierre Wils grenzt die Hoffnung und ihren Gegenspieler, die Verzweiflung, von einem (landläufigen) Verständnis des Optimismus und seines Gegenspielers, des Pessimismus, ab: Stehen diese für einen Habitus des Wünschens oder Fürchtens in Bezug auf Zukunft, ohne an konkreter Realität Maß zu nehmen, sich auf Handlungsurteile zu beziehen und auf Praxen auszurichten, nimmt Hoffnung moralisch Stellung zu herausfordernder Realität – als „Bestandteil einer mutigen Wirklichkeitsbegegnung“ (Wils, 34). Mit Ernst Bloch betont Wils die Ausrichtung auf ein „konkret-utopisches Humanum“ (Bloch) als normativen Horizont und zugleich als unerlässliche Voraussetzung dafür, (gemeinsam) hoffen und handeln zu können (Wils, 34–37). Darin liegt eine moralische Verpflichtung, das Mögliche im Wirklichen zu entdecken – auf die doppelt codierte, in der jüdischen und christlichen religiösen Tradition verankerte, für die säkulare Gesellschaft menschenrechtlich ausformulierbare Sozialutopie von *Glück* und *Würde* für alle Menschen hin (Wils, 43). Jedoch: Eine kontextlose Verpflichtung auf Hoffnung kann es angesichts der geschichtlich-konkreten Erfahrung, dass Menschen in eine Situation des *nicht-mehr-Können-Könnens* geraten, in der Hoffnung in Verzweiflung kippt, nicht geben.

Burkhard Liebsch eröffnet seinen Beitrag mit einer subtilen Dekonstruktion der schlechten Alternative von scheinbar faktisch unabweisbarer Hoffnungslosigkeit oder unbedingt enttäuschungsresistenter Hoffnung. In Auseinandersetzung mit Gabriel Marcel, Paul Ricoeur u. a. legt Liebsch den „gewaltsam“ vereinfachenden Charakter jeglicher Versuche frei, angesichts einer gewaltvollen (politischen) Wirklichkeit die Negation oder die Affirmation von Hoffnung unbedingt zu behaupten. Behutsam plädiert er dafür, Hoffnung als „intermediäre[s] Phänomen“ (25) zu verstehen, das der realen Gefahr „radikaler Hoffnungslosigkeit ausgesetzt, aber nicht ausgeliefert“ (25) ist. Das Hoffen-Dürfen erschließt er von seinem ontologischen Grund her als durch das Dasein eines Anderen vermittelte, gleichwohl prekäre Möglichkeit, dass „Einer die Hoffnung des Anderen“ ist – zumal in einer Situation der Angewiesenheit (und radikalen Machtasymmetrie), wie beim wehr- und hilflosen Neugeborenen.

Spuren aus beiden Beiträgen führt der Essay von *Klaas Huizing* zu einer neuen politischen Theologie der Hoffnung fort. Mit Bezug auf die französische Phänomenologin Corine Pelluchon weitet

er den Bezugsrahmen über den anthropologisch-sozialen Raum auf den Zusammenhang des Lebendigen. Explizit an die jüngeren Generationen gewandt, als deren Signum sie die ökologische Verzweigung sieht, liest Pelluchon Hoffnung als „Durchquerung des Unmöglichen“, als transformative Energie, die – jenseits konkreter Erwartungen auf persönliche Wunscherfüllung – eine grundlegend neue Lebensform nährt. Biblische und theologische Motive und Semantiken, mit denen die Philosophin arbeitet, sowie ihre geschlechtsdifferenzierende Leibphänomenologie, aus der sie eine Kritik von Herrschaft über Natur und Zeit entwickelt, greift Huizing auf, um in kritischer Aufnahme der Hoffnungstheologien von Jürgen Moltmann, Johann B. Metz und Jürgen Manemann eine „neue Welle politischer Theologie“ auszulösen. Im Gespräch mit Pelluchon und den politischen Theologien identifiziert er vier theologische Leitkategorien, die er aus der Überlappung zwischen den theologischen und philosophischen Verwendungsweisen reformuliert: *Verheißung* – von der Geburt als Neuanfang her (neu) gedacht („von der Thanatologie zur Natalogie“, 72); *Versöhnung* – zwischen menschlichem und nichtmenschlichem Leben; Trauer als (möglicher) Auslöser von Umkehr/Statusverzicht; *Schock und Gnade* – Erschrecken über die Folgen des eigenen menschlichen Tuns als Initiale der Selbsthinterfragung und Neuorientierung (Huizing plädiert dafür, das Zukommen von Hoffnung nicht allein als Widerfahrnis, sondern als „machbar“, d. h. für ihn: inszenierbar, zu verstehen.); *das Lob des Hybriden* – die Verknüpfung von prophetisch-apokalyptischer und weisheitlicher Zeitstruktur, des dringlichen „Jetzt“ mit der demokratisch-zeitaufwändigen Suche nach tragfähigen Kompromissen. Nicht alles, was Huizing aus der innovativen Gesprächskonstellation heraus als ganz neu propagiert, erscheint tatsächlich als neu. Gleichwohl sind es fruchtbare Impulse für eine – überfällige – neue politische Theologie der Hoffnung.

Arjen Kleinherenbrink verzichtet auf das Stichwort Hoffnung im Titel seines Beitrags zu den ontologischen Koordinaten und Entwicklungsphasen von Bruno Latours Aktor-Netzwerk-Theorie. Eine Brücke zu Pelluchon bietet die letzte Werkphase (*Kampf um Gaia*, 2015; *Das terrestrische Manifest*, 2017) Latours. In deren Zentrum steht die Auseinandersetzung mit dem Anthropozän, in dem menschliche Interventionen die Systeme des Planeten irreversibel zu vergiften, zu vernichten und zu erschöpfen drohen (91). Angesichts dessen sieht Latour die beiden Kollektive der Globalisten und der Lokalisten einander polar entgegenstehen. Und beide scheitern an ihren trügerischen Erwartungen, das Problem zu „lösen“. Ein drittes Kollektiv der „Erdbewohner“ zu etablieren, in dem „*tatsächlich* ökologisch“ (92; Hervorh. im Original) gedacht und gelebt wird, werde Streit, wenn nicht Krieg, zwischen den drei konkurrierenden Kollektiven hervorbringen. Vor diesem Hintergrund sieht der Vf. im Schaffen Latours die Hoffnung am Werk, die Menschheit von trügerischen Hoffnungsvorstellungen abzubringen und einer „realistische[n], pragmatische[n] und ökologische[n] Haltung“ (93) zum Durchbruch zu verhelfen. Nicht weniger als Pelluchon fordert Latours Theorie philosophische und theologische Reflexion über Hoffnung als Ressource einer politischen Erneuerung heraus.

Auf diese grundlegenden „Positionen“ folgen Reflexionen zu „Praktiken der Hoffnung“ im Bereich von Gesundheit, Krankheit und Heilkunst sowie in unterschiedlichen Arenen von Gesellschaft und Politik:

Die Philosophin *Vivienne Matthies-Boon* reflektiert anhand eigener Krankheitserfahrung die abgründige Hoffnungslosigkeit, die aus körperlicher, medizinischer und sozialer Verlassenheit in einer schweren, chronifizierten Long-Covid-Erkrankung resultiert. Die extreme Schwächung, die als Zustand des Nicht-mehr-leben-Könnens erfahren wird, wird verschärft durch sowohl medizinische

als auch politische Verweigerung gegenüber der notwendigen Erforschung des komplexen Krankheitsbildes und durch die soziale Distanzierung der Genesenen, die nicht mehr – auch nicht durch nach wie vor Leidende – an die Pandemie erinnert werden wollen. Derartig potenziertes Verlassensein nimmt nicht nur die konkrete Hoffnung auf Heilung, sondern geradezu den Grund der Hoffnung, führt zur Erfahrung völliger Ausweglosigkeit und zur Entwicklung von Suizidgedanken.

Diese scharfe Anfrage an das Gesundheitssystem sekundiert von anderer Warte der Medizinhistoriker *Heinz Schott* in seinem Beitrag zum Placebo- (und Nocebo-)Effekt. Er kritisiert die naturwissenschaftlich verengte, dominante Position der modernen Medizin, die nicht naturwissenschaftlich nachweisbare, aber heilende Wirkungen nicht anzuerkennen vermag, und plädiert dafür, das Menschenbild der modernen Medizin so zu erweitern, dass es „einen produktiven Austausch zwischen dem biologischen und dem spirituellen Ansatz“ unterstützt, anstatt Hoffnungsdynamiken einer nicht „evidenzbasierten“ Medizin zu Lasten konkreter Heilungsoptionen auszuschließen.

Alfons Maurer reflektiert – wiederum im Rückgriff auf Pelluchon – das Modell der solidarischen Gemeinde (Klaus Dörner) bzw. der *caring community* (Thomas Klie) als Ort, an dem Hoffnung gestiftet wird. Anhand eines konkreten Beispiels beschreibt er lokale Sorgestrukturen, die v. a. Menschen in besonders verletzbaren Lebenssituationen ein sozial eingebettetes, gutes Leben und die Erfahrung von Beteiligung und Selbstwirksamkeit ermöglichen. Darin liegt ohne Zweifel erhebliches Potential zur Stärkung von Hoffnung. Zugleich scheint es unerlässlich – dies sei in konstruktiv-kritischer Absicht angemerkt –, den kommunitären Ansatz mit übergreifenden gesellschaftlichen und politischen Dynamiken zu korrelieren, die auf solche „Biotop der Hoffnung“ förderlich oder hinderlich einwirken. Die von Maurer kritisierte Rede von der „sorgenden Gesellschaft“ zielt genau darauf, der Gefahr einer romantisierenden Verengung auf die lokale Gemeinschaft politisch-ethisch zu begegnen.

Den Zusammenhang von Hoffnung und Erinnerung reflektiert *Veronika Schlör* mit Bezug auf unterschiedliche Formate und Medien erinnerungspolitischer Bildung und der Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen Antisemitismus – von Studienfahrten nach Auschwitz und Westerbork, der Fokussierung konkreter Personen (Etty Hillesum, Edith Stein) über filmische Angebote bis zu aktuellen Installationen der jüdischen Künstlerin Talya Feldmann. Zusammengehalten werden die Überlegungen durch den roten Faden, dass die Hoffnung „dass Auschwitz sich nicht wiederhole“ nur dann keine leere Floskel ist, wenn sie erinnerungskulturell so übersetzt wird, dass sie die Zeitgenoss:innen erreichen kann, die (bald) keinerlei *direkten* Zugang zu Zeitzeug:innen des Holocaust mehr haben werden oder einen solchen nie hatten.

Barbara Lochbihler, deren Beitrag zwar eine eigene Rubrik füllt, aber eigentlich eine weitere, nämlich globale, Arena der Hoffnungspraxis eröffnet, lenkt den Blick auf den universalistischen Anspruch der Menschenrechte. Dieser steht heute durch die Infragestellung des Multilateralismus, wachsende Ignoranz gegenüber dem Völkerrecht sowie die Aushöhlung eines universalistischen politischen Ethos durch Autoritarismus und Kleptokratie massiv unter Druck. Lochbihler unterstreicht die Notwendigkeit, den Kampf um die Umsetzung der Menschenrechte mit einer „Vision für eine gerechtere Welt“ zu verknüpfen, und zeigt, dass das System der Menschenrechte im Kern eine solche Vision birgt, die es gegen alle Infragestellung praktisch zu verteidigen gilt. Dass Hoffnung eine Praxis ist und nur als solche Bestand haben kann, wird in dieser global-politischen Arena besonders greifbar.

Zwei Interviews runden die Reihe der Beiträge ab: Mit *Gert Ueding* spricht der Hg. über Ernst Bloch. Das Gespräch wirbt emphatisch dafür, das reichhaltige und differenzierte Hoffnungs- und Fortschrittsdenken Blochs wiederzuentdecken. Die Dringlichkeit dieses Anliegens bestätigt das Interview mit *Hartmut Rosa* über die Signatur der Gegenwart und die Befindlichkeiten insbesondere der Jugend, dessen Leitmotiv das Bild der auf einen Abgrund zurollenden Kugel bildet. Hoffnung scheint darauf beschränkt, dass die Kugel durch Unvorhergesehenes von ihrer Linie abgebracht werden und eine andere Richtung nehmen könnte – wodurch das geschehen und wohin es führen könnte, inwiefern Hoffnung also eine Praxis ist, bleibt hier allerdings ziemlich offen. Die Frage wird sozusagen performativ an die Lesenden zurückgespielt.

Über die Autorin:

Marianne Heimbach-Steins, Dr.in, Seniorprofessorin für Christliche Sozialwissenschaften der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster (m.heimbach-steins@uni-muenster.de)